Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

195 (22.8.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 193

Visual Library

Nr. 193. **Karlsruhe, Sonntag, den 22. August** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Edelwild. (4)

Novelle von Oswald Bergener.

(Nachdruck verboten.)

Plötzlich war es ihm, als höre er drüben, ein Stück hinter der Schneise, ein schwaches Geräusch, wie von leiser, behutsamer Arbeit. Der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, das müsse der Gesuchte sein, der vielleicht, trotz der Nähe des Försters, mit größter Frechheit dabei war, das niedergeknallte Wild auszuwaiden.

Mit raschem Schritt trat er aus seiner Deckung hervor, um über die Schneise hinwegzulaufen.

Aber kaum befand er sich in der freien Lichtung, als abermals in einiger Entfernung ein Schuß aufblitzte. — Als der Knall verhallte, lag Hannapeter wie vom Blitz getroffen am Boden, mitten in der Schneise, und als er sich, halb betäubt von dem jähen Sturz, aufzurichten suchte, brach er kraftlos wieder zusammen.

Zugleich sah er drüben wieder die lange Gestalt mit dem geschwärzten Gesicht emporspringen und einen Augenblick auf ihn herüberstarren. Der Wilderer richtete noch einmal die Büchse auf ihn. Aber er fand noch Kraft genug, dem tückischen Gegner zuvorzukommen und das Gewehr auf ihn abzufeuern.

Mit weit aufgerissenen Augen lag er am Boden, noch immer im Anschlag. Er wußte, daß er mit dem ersten Schuß nicht getroffen hatte. Als sich der Rauch verzog, war der andere verschwunden, und Hannapeter lag hilflos, sich selbst überlassen, in der Einöde des nächtlichen Hochgebirges mit zerschossenen Knieen am Boden und stöhnte ungehört sein furchtbares Entsetzen in die stille Nacht hinaus.

6.

Die Nacht war gen Westen entwichen und der goldene Tag heraufgezogen. Das ganze Gebirge war gebadet in strahlenden Sonnenglanz, und unter dem blauen Himmel, versteckt in kühlen Schluchten, war ein mutiges, lebendiges Rauschen und ein leises Gezirpe hurtig flatternder Waldvögel.

Nur in der Försterei lag eine sehnsüchtige, beklommene Stimmung. Nach der stillen, traumschweren Nacht war endlich der Tag gekommen. Aber das Glück, das er wiederbringen sollte, brachte er nicht. Stunde auf Stunde verrann, die Sonne stieg immer höher, und in wachsender Angst und Sorge lief das junge Weib immer wieder von der häuslichen Arbeit fort, um den schattigen Platz oben auf der Felsgruppe zu ersteigen nnd mit sehnsüchtigem Herzen nach ihm auszuspähen.

Sie wußte nicht einmal, in welchen Teilen des Reviers er sein mochte, in welcher Richtung er die weiten Forsten hatte durchqueren wollen. Er hatte es ihr nicht gesagt, und sie hatte vergessen, danach zu fragen. Nun irrten ihre Augen ratlos bald zu den höchsten Berglehnen hinauf, dahinter die silbern umwölkte Koppenspitze schweigsam herübersah, bald in ferne, duftüberhauchte Tannenschluchten hinein, oder sie spähte in das weit zerstreute Dorf hinunter, ob er vielleicht von einem geschäftlichen Wege dort heraufkäme. Allein er kam nicht, sie blieb mit ihrer wachsenden Angst allein und verlassen. —

Inzwischen wurde auch irgend woher unten im Dorfe das Gerücht gehört, der Förster Hannapeter werde vermißt. Ja, die alles sehende Phantasie der Häuslerweiber wußte bereits von einem Unglück, das dem Förster zugestoßen sein sollte. Doch stellten sich inzwischen den einzelnen Behauptungen über die Art und Weise des Unfalls bald die krassesten Widersprüche heraus, und da jeder mit triftigen Gründen zu beweisen wußte, daß der Förster gerade in diesem und nicht etwa in jenem Waldwinkel würde gesucht werden müssen, so kam es schließlich zu einer völligen Verwirrung der beunruhigten öffentlichen Meinung. Kurz und gut — man wußte überhaupt nichts.

Mutter Berndt, die behäbige Müllersfrau, hielt sich fern von all dem Geschwätz. Am Nachmittag war sie mit sorgenschwerem Herzen aus der Berndtmühle zur Försterei hinaufgestiegen. Dort saß sie mit ihrem Liebling vor dem vereinsamten Hause und suchte das ruhelose, geängstigte junge Weib mit mütterlicher Innigkeit hinzutrösten.

Als dann mit dem sinkenden Abend die Holzfäller aus den Forsten heimkamen und über den Verbleib des Försters eben so wenig zu berichten vermochten wie die Waldfuhrleute, die Tags über mit ihren schweren Fuhren vorübergekommen waren, — da entschloß sich die Müllersfrau, die Nacht über bei ihrem verzweifelnden Kinde zu bleiben. Und noch spät am Abend stand Grete mit gerungenen Händen vor dem Hause unter dem Sternenhimmel und blickte mit starren, thränenlosen Augen in die finstern Berge hinauf.

Am zweiten Tage früh wurden auf Anordnung der gräflichen Forstverwaltung zahlreiche Waldarbeiter aufgeboten, die, in Gruppen verteilt, bergauf und bergab das Revier durchsuchten.

Als der Tag verronnen war, kehrten sie, einer nach dem andern, unverrichteter Sache wieder heim. Es dachte niemand daran, aus den Hochwaldforsten hinauszutreten und auch oben die Knieholzflächen des Hochgebirges zu durchforschen. Jene abgelegenen Höhen wurden sonst selten von Forstbeamten und eben so selten von Wildfrevlern durchstreift. Das Wild verlor sich kaum einmal da hinauf, nur zur Zeit der ersten Schneestürme pflegte es zahlreich dort oben über den Kamm und übe die Grenze zu pilgern, um drüben in den tiefen, geschützte böhmischen Thälern einen wärmeren Standpunkt zu suchen Es waren öde, leblose Gebiete, die abzusuchen Zeitvergeudun schien.

Indessen hatte sich unter den Leuten das Gerücht festgesetzt, daß der Förster das Opfer eines Raubschützen geworden sei. Und da es unter den Einheimischen mehr als einen nächtlichen Forstfrevler gab, so begannen sich gewisse Männer gegenseitig mit Argwohn zu beobachten. Es kam vor, daß dieser oder jener

Häusler mitten in der Erörterung des rätselhaften Unfalles seinem Nachbarn vertraulich zublinkte, als wenn er sagen wollte: Ich weiß ganz gut, daß Du ihn auf dem Gewissen hast, aber ich kann auch schweigen!

So hatte einer den anderen im Verdacht und hoffte, durch listige Zutraulichkeit ihm das Geheimnis des Mordes zu entreißen. Man klopfte aber immer vergeblich auf den Busch. Und an Wenzel Hollmann, der noch neulich erst so freundschaftlich und bieder vor Hannapeter's Gartenlaube zwischen den Förstersleuten gesessen und mit ihnen bis in die Dämmerung hinein geplaudert hatte, dachte niemand.

Am dritten Tage wurde das Aufgebot noch verstärkt. Die Forstverwaltung ließ demjenigen, der den vermißten Beamten zuerst auffinden würde, einen hohen Preis sichern. Die Leute stiegen rastlos suchend in die abgelegensten Felsschluchten hinein, sie durchforschten, oft mit eigener Lebensgefahr, die zahlreichen, zerklüfteten Klippenwände, die wie ein verhextes Königsschloß sich hier und da im einsamen Hochwald erheben — — — allein trotz aller unablässigen Anstrengung, trotzdem der Oberförster selbst den ganzen Tag über die Nachforschungen leitete, trotzdem man rief und Schüsse abfeuerte und selbst in den Felsgründen der tosenden Waldbäche nach der Leiche des Verlorenen ausspähte, blieb doch alle Mühe vergeblich.

Auch der dritte Tag verging; unter allgemeiner Niedergeschlagenheit kehrten die Waldleute heim, ohne auch nur die geringste Spur gefunden zu haben, und manch eine mitleidige Seele fand sich noch spät am Abend bei der Försterei ein, um vielleicht ein Trostwort anzubringen und irgend eine aussichtsreiche Hoffnung für den nächsten Tag auszusprechen, oder wenigstens von weitem zu sehen, wie es dem beklagenswerten jungen Weibe gehe.

7.

Am vierten Vormittage — die Müllersfrau, selbst blaß und bekümmert, hatte sich für kurze Zeit einmal zur Mühle begeben — war Hannapeter's Weib allein daheim.

Still und abgehärmt saß sie auf dem schmalen Mauerrand draußen unter den offenen Fenstern ihres Stübchens, hatte die Hände in einander gekrampft und in den Schoß gedrückt und blickte starr versunken vor sich hin. Es lagen tiefe Schatten um ihre Augen, und in den paar Tagen waren die Rosen ihrer Wangen völlig dahingewelkt. In stummer Ergebung, matt und wehrlos, war sie unter dem unablässigen Gram darniedergebeugt.

Sie lehnte ganz unbeweglich an der braunen Holzwand und schien alles um sich her völlig vergessen zu haben. Die Fuchsien und die Alpenveilchen im Fensterbrett lauschten den tiefen, bangen Seufzern, die sich zuweilen aus ihrer übermüdeten Seele emporrangen. Zu ihren Füßen gaukelten farbige Schmetterlinge über den Blumenrabatten, aber sie hatte kein Auge dafür, schmerzlich zuckte es um ihre sehnsüchtig geöffneten Lippen.

Auf einmal stand, wie aus dem Boden gewachsen, Wenzel Hollmann vor ihr — sie blickte, erschrocken auffahrend, in seine teilnamsvolle Miene.

Er nahm den Hut vor ihr ab und grüßte sie mit etwas ungelenker Höflichkeit, richtete die dunklen tiefliegenden Augen freundlich auf ihr Gesicht, räusperte sich ein wenig und sagte:

„Ich hab' die Tage immer schon einmal vorkommen wollen, um der Frau Försterin zu sagen, daß mir ihr Unglück sehr zu Herzen geht. Ich möcht' gern helfen, wenn ich könnt' — ich bin auch gestern und ehegestern mit meinen Fuhrknechten in's Revier hinauf gewesen, ich hab da mit suchen helfen. Ich hätt' der Frau Försterin gern was Tröstliches berichtet — aber 's will halt nicht."

Er sprach mit weicher, ruhiger, mitleidiger Stimme. Sie hatte den Kopf tiefer geneigt und horchte auf seine Rede. Es war auch, als horchte sie über diese einschmeichelnde Sprache hinweg tief in den Forst hinaus, es war ihr selbst, als würden durch den Klang dieser Stimme ihre Gedanken plötzlich in ferne Berghöhen hinaufgetragen — — und in einem rätselhaften, jäh erwachenden, inneren Gesicht stellte sie die hohe schlanke Gestalt des Bauernsohnes vor dem leblos hingestreckten Körper ihres Gatten.

Sie hatte die Augen geschlossen und regte sich nicht. Mit ihrer Seele allein schaute sie spähend in die Ferne hinauf und suchte und tastete nach einer Lösung des furchtbaren Geheimnisses. Und eine Ahnung stieg ihr auf, so grausig, daß ein Entsetzensschauer ihren Körper durchbebte. —

Stumm beobachtete Wenzel Hollmann sie mit seinen glühenden Augen, zupfte mit leiser Unruhe an seinem schwarzen Bärtchen und wartete auf eine Antwort.

Endlich begann er von neuem:

„Wenn doch die Frau Försterin mir sagen wollte, ob ich ihr nicht dies oder das besorgen kann. Ich kann zu Hause jetzt abkommen, ich hab da ein paar zuverlässige Leute, die den Hof schon im Gang halten. Aber hier gäb's doch wohl manches zu thun, was einer Frau nicht gut von der Hand geht. Ich möcht' der Frau Försterin gern meinen guten Willen erweisen — ich möcht' ihr zeigen, daß sie noch Freunde hat — — —"

(Fortsetzung folgt.)

Das Lachen.

Wenn Jemand seine Umgebung aufmerksam beobachtet, so wird er bald bemerken, daß aus der Art des Lachens mancher wertvolle Schluß auf den Menschen selbst gezogen werden kann. Gerade durch einen meist unwillkürlichen Akt wie das Lachen giebt sich der Mensch nicht selten so wie er ist, ohne Berechnung und Verstellung. Die alten Weisen haben gesagt: „Willst du einen Menschen gründlich kennen lernen, so sieh', wie er sich im Zorn oder beim Spiel benimmt, sieh', wie er sich in Situationen verhält, wo seine Hilfe in Anspruch genommen wird, wo Gefahr und keine öffentliche Ehre für ihn mit seiner Leistung verbunden ist." Aber auch das Lachen giebt recht wohl Aufschluß über des Menschen inneres Wesen.

Die Wenigsten denken über das Lachen besonders nach; ja Manche lachen vielleicht schon darüber, daß man viel Worte über etwas so Selbstverständliches verliert. Das Lachen — meinen sie — muß einfach erlebt sein; es muß im Augenblick genossen werden wie der Champagner, denn es ist selbst nur ein Kind des Augenblickes. Aber es lohnt sich doch der Mühe, über diese alltägliche Erscheinung nachzudenken.

Offenbar ist das Lachen die Folge eines nervösen Reizes, der vom Gehirn aus auf die Atmungsmuskeln ausgeübt wird. „Eine stoßweise Exspiration, verbunden mit Schall-Erregungen," deutet es so nüchtern wie nur möglich die Physiologie. Das mag von ihrem Standpunkte aus richtig sein, aber erschöpfend ist es keineswegs, um uns einen Vorgang zu erklären, in welchem schon die versammelten Götter im Olymp und die homerischen Helden ihre Heiterkeit kräftig äußerten. Wahr ist es, daß ein Reiz vom Gehirn aus die Atmungsmuskeln trifft, die bekannten Zwerchfell-Erschütterungen hervorruft; aber er spiegelt sich auch in den Gesichtszügen wider, kann vom geräuschlosen Lächeln bis zum mächtigen Brüllen und Wiehern eine ganze Scala von Lauten hervorrufen, ja selbst die Thränendrüsen zu verstärkter Secretion anregen. Eigenartig ist dem Lachen, daß der psychische Vorgang, von welchem es ausgeht, nur selten ein primärer ist. Es kann ja sein, daß wir schon durch eine Vorstellung, eine Erinnerung zum Lachen angeregt werden, und wir erinnern uns alle wohl, daß mancher ohne scheinbaren Anlaß mit einemmale laut lachte, weil ihm irgend eine Schnurre, eine komische Situation oder dergleichen einfiel. Viel häufiger aber wird das Gehirn erst von außen, durch einen Sinneseindruck, welchen eine bestimmte, uns plötzlich erheiternde Vorstellung veranlaßt, derartig (sekundär) angeregt, daß es ein Lachen auslöst. Wir sehen einen Clown etwas höchst Drolliges ausführen oder hören ein amüsantes Couplet von drastischem Witz, und unser Gehirn beantwortet die Eindrücke sofort durch eine Lachsalve oder bei Leuten, die sich zu beherrschen gewohnt sind, durch ein Lächeln. Es kann sein, daß wir durchaus nicht die Absicht haben, zu lachen, daß aber die sich immer wiederholenden, sich summierenden Reize doch schließlich unsere Apathie, unsern Widerstand überwinden. Einigemale zuckt es wie leichte Blitze vor dem eigentlichen Gewitter, noch kämpft der Ernst mit dem Ausbruch der Heiterkeit. Aber schließlich siegt die Letztere. Der Mund öffnet sich, zieht sich etwas in die Breite und nach aufwärts, die Nasenflügel heben sich, die Augenlider kneifen sich ein wenig zusammen, alle mimischen Muskeln ziehen das Gesicht etwas in die Breite, und schließlich folgen jene erwähnten Exspirationsstöße, die den Körper bis zur Erschütterung bringen und mit individuell sehr verschiedenen Lauten verbunden sein können. Während manche Menschen nie laut lachen — wenigstens hat sie noch Niemand lachen gesehen — sondern höchstens still lächeln, was ja nur eine feinere Abart des Lachens ist, verzichten die Meisten von vornherein auf diese distinguierte, aristokratische Selbstbeherrschung und lachen laut, herzlich, man möchte sagen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Vom leisen, halbverstohlenen Kichern zweier Backfische, die sich etwas ganz Amüsantes zu erzählen haben, bis zum Meckern mancher Gecken, vom hellen Auflachen eines Kindes bis zum Donnergepolter eines Bauern, die beide vor einem Marionetten-Theater sitzen, giebt es eine ganze Scala von Lachtönen, die sich eigentlich kaum durch den Druck wiedergeben lassen. Denn was ist ein „Hm!" gegen

das wirkliche Schmunzeln eines Angeheiterten! Und wie viele Nuancen liegen zwischen dem He! He!, dem Hi! Hi! und Ha! Ha! Wie der Mensch lacht, welche Laute er dabei hören läßt, hängt vielfach vom Alter, vom Bildungsgrad, von seiner momentanen Stimmung und von dem Kreise, in dem er sich befindet, ab. Ein Studio lacht in der Kneipe anders als auf dem Balle, ein Professor im Colleg anders als auf einer Ferientour durch Berg und Wald, ein Offizier anders beim Liebesmahl-Sekt als im Salon.

Man würde aber irren, wenn man annehmen wollte, daß nur solche Sinneseindrücke, welche uns geradezu erheiternde Vorstellungen erregen, Lachen bewirken. Der Reflex kann ebenso gut durch andere Reize ausgelöst werden, welche von der Peripherie nach dem Centrum führen und gewisse Ganglien treffen. Wenn man die Haut eines Menschen kitzelt, z. B. an den Fußsohlen, so kann er unter Umständen sehr unwillig über diesen „schlechten Spaß" werden, aber „er muß lachen". Wenn ein kleines Kind an Kolikschmerzen oder Darmbeschwerden leidet, oder Würmer seine Verdauungswege reizen, so verzieht es auch im Schlafe lächelnd seine Züge, und die an seinem Bettchen sitzende Mutter freut sich, daß ihr Liebling etwas so Schönes, so Heiteres träumen mag. Aber ganz im Gegensatze hiezu hat dieses Lächeln oft eine höchst prosaische Ursache; ja es ist sogar manchmal der Vorläufer von Krämpfen. Dennoch soll keineswegs geleugnet werden, daß man auch über einen drolligen Traum im Schlafe lächeln, ja laut lachen kann. Es ist dies bei lebhaft träumenden Naturen durchaus keine Seltenheit und beruht sicher auf der Gewöhnung, bestimmte Eindrücke und Vorstellungen angenehmer Art, ganz wie im wachen Zustande, mit Lachen zu beantworten. Auch ist es wohl möglich, daß das Lächeln im Schlafe der Ausdruck eines gewissen Wohlbehagens ist, wie denn auch zum Beispiel der satte Mensch viel leichter zum Lachen geneigt ist als der hungrige. Humoristische Vorträge würden bei einer Festtafel vor der Suppe wirkungslos verhallen, während sie beim Dessert schallende Heiterkeit erregen.

Im Allgemeinen ist das Lachen ein Symptom des Wohlbefindens, der Gesundheit. Schon wenn man sich angenehme, genußreiche Stunden und Tage wieder ins Gedächtnis zurückruft, kann durch die bloße Erinnerung ein Lächeln auf das Gesicht gezaubert werden; um wie viel mehr, wenn man augenblicklich, frei von allen Beschwerden des Körpers und Gemütes, sich heiteren Eindrücken ganz und voll hingeben kann. Da kommt selbst von sonst verschlossenen Naturen ein feines, joviales, lautes Lachen über die Lippen. Ein Leidender, ein Kranker lacht nicht oder mindestens nur ganz vorübergehend und leise. Eine Ausnahme machen nur Solche, die psychisch krank sind, diese lachen zumal in Erregungsstadien, in maniakalischen Zuständen, unter dem Eindrucke von Wahnvorstellungen oder Hallucinationen nicht selten laut, unmotiviert, in grellen Tönen. Es ist nur das Zerrbild des natürlichen, normalen Lachens, dessen Zauber und Anmut gänzlich verloren gegangen ist. Die Redensarten „Sich schief oder krumm lachen", rühren aus der ganz richtigen Beobachtung her, daß Jemand, der sich vor Lachen ausschütten" möchte und „gar nicht mehr zu halten weiß", in der That sich hin- und herkrümmt, teils weil ihm die Lachanfälle keine Zeit zu ruhiger Atmung lassen, teils weil ihn die Atmungsmuskeln fast schmerzen. Dennoch ist es wohl noch nicht dagewesen, daß ein Mensch „sich krank lachte" oder gar „sich tot lachte", was man als den höchsten Gipfel der Heiterkeit zu bezeichnen liebt. Der sogenannte Lachkrampf, den man meist (ebenso wie den Weinkrampf) bei Hysterischen beobachtet, ist ein komplizierter Respirationskrampf. Ein solcher äußert sich bei manchen Individuen unter Lachen, bei anderen unter Gähnen, Schluchzen, Husten, so daß diese Nervenkrankheit mit dem bewußten oder unbewußten Lachen nichts zu thun hat. Aber es ist schon vorgekommen, daß Leute, die beim Essen plötzlich und etwas ungeschickt lachten, durch Aspiration eines Bissens oder Knochens erstickten, falls das Hindernis nicht rasch genug wieder von der Stimmritze entfernt wurde. Dieses Ereignis kann aber ebenso bei hastigem Essen, bei übermäßig lebhafter Unterhaltung eintreten, kurz in allen Fällen, in denen der sonst so prompt wirkende Verschluß des Kehldeckels durch Einatmung eines festen Körpers unmöglich gemacht wurde. Kann sich ein Mensch also wohl kaum jemals „krank lachen", so ist doch die Möglichkeit, daß er „sich gesund lacht", nicht völlig eine bloße Redensart. Denn da ein maßvolles natürliches Lachen beim Gebildeten nur der Ausdruck heiterer Seelenstimmung ist, diese aber sicher zur Gesundheit und zur Verlängerung des Lebens beiträgt, so darf man dem Lachen einen, wenn auch nur indirekt das Wohlbefinden fördernden Einfluß zuschreiben. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Das Geschenk des Sultans, das dieser zu Beginn der griechisch-türkischen Verwickelungen dem Kaiser aus Dankbarkeit angesichts der unparteiischen Haltung der deutschen Regierung gemacht hat, ist in Berlin eingetroffen. Die Gabe des Großherrn besteht aus einer Sammlung alter, wertvoller Geschütze deutscher Herkunft. Mit ihrer Auswahl war der türkische Kriegsminister, dem das Waffenmuseum zu Stambul unterstellt ist, betraut worden. Die Geschütze wurden nach Abschluß des Waffenstillstandes zusammengestellt und nachdem ihre Auswahl den Beifall des Sultans gefunden hatte, nach Berlin gesandt. Das Geschenk besteht aus sechs Kanonen, Trophäen aus Schlachten, die die Osmanen einst gegen deutsche Heere geschlagen und gewonnen haben. Sie entstammen dem 16., das eine Geschütz sogar dem 15. Jahrhundert. Alle sechs sind in ihrer fein ciselierten Arbeit wahre Kabinetsstücke mittelalterlicher Geschützkunst. Auch sind sie nach der Gewohnheit jener Zeiten mit Sinnsprüchen versehen, von denen einer den Osmanen so gut gefallen hat, daß sie ihn aus dem Landknechtsdeutsch ins Türkische übersetzt und in das Kanonenrohr eingegossen haben. Der Wert dieser Gabe liegt aber nicht nur in der Feinheit der Arbeit, sondern ist auch darin zu suchen, daß das Geschenk eine Erinnerung an die Zeit bildet, als das schwache, heilige römische Reich vor denselben Türken erzitterte, denen das neue Reich als Weltmacht in gewissem Sinne zur Beschützerin geworden ist. Dem Kaiser soll die interessante Sammlung bald nach seiner Heimkehr nach Potsdam vorgeführt und übergeben werden.

Zur Psychologie des Radfahrens äußert sich im „Deutschen Radfahrer-Bund" ein Herr Richard Koehlich. Dem interessanten Artikel entnehmen wir folgendes: Vor einiger Zeit, als ich in einer Gesellschaft weilte und die Unterhaltung auf den Radsport kam, äußerte ein Literat, es sei doch merkwürdig, daß ihm beim Radfahren „noch nie etwas eingefallen" sei. Ein boshafter Witzbold meinte, daß hieran wohl nicht das Radfahren schuld sei; aber er hatte damit im speziellen Falle wie im allgemeinen Unrecht. Ich habe die Wahrheit jener Beobachtung unzähligemale erprobt und sie von vielen klugen und kenntnisreichen Menschen bestätigen gehört. Der Grund ist auch bei einigem Nachdenken unschwer zu ermitteln. Vor ein paar Jahren schrieb ein englischer Arzt, der wahrscheinlich niemals auf dem Rade saß, daß die unausgesetzte Notwendigkeit die „Balance zu halten", das „Gleichgewichtszentrum" im Gehirn unverhältnismäßig belaste und dadurch zu schweren Störungen führen könnte. Diese Leuchte der Wissenschaft müßte sich bei einiger Logik sagen, daß doch dann jeder Fußgänger den gleichen Störungen des „Gleichgewichtszentrums" ausgesetzt sei, — ist ja doch auch das Gehen eine Balancierkunst, die das Kind mühsam erlernen muß, die es aber später, ebenso wie der Radfahrer die seine, unbewußt und mühelos übt. Wohl aber ist beim Radfahrer eine andere Gehirnfunktion unausgesetzt erforderlich, die man analog die Thätigkeit des „Aufmerksamkeitszentrums" taufen könnte. Denn unausgesetzt sind die Sinne thätig, um bald ein Geräusch aufzufangen, bald — und hauptsächlich — die körperlichen Hindernisse in der Fahrbahn zu erkennen, und unausgesetzt muß das Gehirn den Rapport empfangen und seine schnellen Maßnahmen treffen. Und mag der Weg wahrscheinlich noch so rennbahnartig und menschenleer bleiben, es kann ein Hindernis eintreten, und das genügt, um die Spannung wachzuhalten. Parallel mit dieser Thätigkeit erscheinen vielleicht dem Fahrer geläufige Einzelbilder aus seiner Erinnerung, die bestenfalls zu primitiven und ebenfalls oft geübten Schlüssen verarbeitet werden; bezeichnenderweise fällt auch diese fast unbewußte, so zu sagen rein wiederkäuende Gehirnarbeit unter den Ausdruck „an nichts (!) denken". Der einzelne Fahrer wird „träumen", ein paar Fahrer werden über ein leichtes konventionelles Gespräch nicht hinauskommen, und wenn sie an ihrem Schreibtische Plato, Sokrates und Aristoteles wären. Es ist eben keinem Menschen möglich, zwei vollkommene Gedankenreihen, von denen noch dazu die eine, z. B. beim produktiven Dichter oder Denker, höchst kompliziert ist, neben einander herzuführen. Julius Cäsar wie Napoleon I. und noch ein paar historische Gestalten sollen es fertig gebracht haben, an zwei Sachen zugleich zu denken, und ich kannte einen Primaner, der gleichzeitig Zeitung las und einem schwächeren Mitschüler seinen häuslichen Aufsatz diktierte. Aber auch hier ist es möglich gewesen, daß die beiden Gedankenreihen nur scheinbar neben einander herliefen, da sie in Wahrheit aber stückweise rasch abwechselten und so eine „bunte" Reihe bildeten. Auch der Schachmeister, der ein Dutzend Partien „blind" spielt, muß sich jede Stellung in Gedanken einzeln nacheinander vornehmen. Daß beim Radfahren nicht etwa das „Balancehalten" oder die Art oder Schnelligkeit der Bewegung dem produktiv Denkenden hinderlich ist, sondern lediglich die Gedankenreihe des „Aufmerksamkeitscentrums", das sich des eigenen Risikos und der eigenen Verantwortlichkeit bewußt bleibt, ergiebt sich leicht aus Vergleichen. Der „balancehaltende" Fußgänger ist nur unter der letzterwähnten Voraussetzung, z. B. beim Ueberschreiten eines belebten Fahrdammes, zum produktiven Denken nicht fähig, dagegen eminent fähig auf einsamen Wanderungen und gelegentlich beim Auf- und Abschreiten in der Arbeitsstube. Der Passagier des Schnellzuges, wenn er sonst ungestört und überhaupt nicht denkfaul ist, wird sich in die schwierigsten Gedankenreihen verlieren können, als Lokomotivführer könnte er es nicht. Goethe dichtete auf der Rückreise von Marienbad (1821) in der Postkutsche seine berühmte „Elegie" und schrieb sie auf der ersten größeren Station nieder; beim Selbstkutschieren wäre ihm ersteres höchst wahrscheinlich, auf dem Rade bestimmt unmöglich gewesen. So abgeld aber das Radfahren der produktiven

Gehirnthätigkeit ist, so befruchtend wirkt es mit all' der Fülle seiner Eindrücke auf die rezeptive, unmittelbar aus den Sinnen geschöpfte. Es ist wunderbar, mit welcher Treue das Gehirn z. B. die kleinsten landschaftlichen Nuancen auf einer sehr langen Tour festhält. Ich habe in fünf Tagen die 800 bis 900 Kilometer von den schlesischen Bergen bis zum Nordseegestade durcheilt, und ich kann bei scharfem Nachdenken mir ein ziemlich zusammenhängendes landschaftliches Bild der ganzen Strecke rekonstruieren. Diese befruchtende Wirkung des Tourenfahrens darf, von der Hygiene des Leibes ganz abgesehen, nicht unterschätzt werden. Ferner liegt gerade in dem Umstande, daß das Radfahren den Geist des Fahrers so völlig für sich in Anspruch nimmt, ein wirklicher großer Vorzug. Ein geistig angestrengter oder überangestrengter Mensch wird auch ausruhend schwer Erholung finden, weil ihn die Gedanken, die ihn fortwährend beschäftigt haben, nicht loslassen wollen, er wird unwillkürlich weiter denken und sorgen. Das Radfahren zwingt ihn aber, diese abstumpfende Gehirnthätigkeit zu unterbrechen, es bringt gleichsam seine Gehirnmoleküle in eine andere Lage. So bringt das Rad nicht bloß dem seelisch Leidenden oder Unruhigen die gewünschte Betäubung, sondern auch dem ermüdeten Arbeiter Erholung und geistige Erfrischung.

Fahrrad und Politik. Das Fahrrad feiert einen neuen Triumph. Es erweist seine Nützlichkeit auch in der politischen Agitation. Herr Dr. Heim, der Centrumskandidat im Landtagswahlkreise Weiden, ist der Mann, der es auf diese hohe Stufe gebracht hat und der, wenn er mit solcher Ausdauer zu radeln wie zu reden weiß, sicherlich schöne Erfolge erringen wird. 36 Wahlversammlungen will der unermüdliche Wanderredner per Rad abhalten. Wenn aber die „Augsb. Postztg." auf die agitatorische Thätigkeit Dr. Heims als anfeuerndes Beispiel hinweist, so muß noch im Interesse der Gerechtigkeit gesagt werden, daß den geistlichen Kandidaten die Nacheiferung nicht leicht zugemutet werden kann, nachdem in der letzten Zeit den Geistlichen in verschiedenen Diözesen das Velozipedfahren gänzlich verboten worden ist. (Allg. Ztg.)

Die Statistik der Berliner Ehescheidungen beim Landgericht I, deren Tabellen soeben für das Jahrzehnt 1885/94 veröffentlicht werden, ist nach verschiedenen Richtungen interessant. Man kann da merkwürdige Dinge zwischen den anscheinend trockenen Zahlen lesen. Die 10 Jahre brachten insgesamt 8476 Scheidungen. Von diesen Ehen waren 4666, also mehr als die Hälfte, kinderlos; 1766 von den geschiedenen Ehepaaren hatten je 1 Kind, 1042 hatten je 2 Kinder, 514 je 3, 259 je 4, 117 je 5, 38 je 6, 17 je 7, 11 je 8, 2 je 9, 2 je 10, 2 je 11 Kinder, und ein Paar sogar ein volles Dutzend. Man kann aus den Tabellen konstatieren, daß die Mutter in diesem Falle erst 36 Jahre war. Die drei jüngsten geschiedenen Frauen hatten erst das achtzehnte Lebensjahr vollendet, unter 20 waren im Ganzen 11 Frauen. Von den ältesten unter den „Separierten" waren 25, darunter 18 kinderlose Frauen über 65 Jahre. Einige Fälle sind hervorzuheben: Da wurden zwei 66jährige geschieden, von denen die eine mit einem 32jährigen, die andere mit einem 72jährigen Manne verheiratet war; eine 69jährige „Separierte" besaß ebenfalls noch einen Mann von 32 Jahren, eine 70jährige einen solchen von 34 Jahren. Die Seniorin unter den getrennten Frauen zählte 76 Lenze, ihr Gatte 40. Der jüngst geschiedene Mann war 20, der älteste volle 85 Jahre, seine Frau a. D. erst 39! — Die Nichtigkeit der Ehe wurde in 14 Fällen ausgesprochen. Auch über die Dauer der 8476 getrennten Ehen lassen sich interessante Zusammenstellungen machen: Es hatten 35 Ehen noch nicht 1 Jahr gedauert, 316 weniger als 2, 497 weniger als 3 Jahre. Hingegen hatten 265 getrennte Paare schon die Silberhochzeit gefeiert, vier waren über 39 Jahre vereint gewesen. In 1917 Fällen betrug die Ehedauer bis zu 5 Jahren, in 2775 bis zu 10, in 1930 war sie 10—15 Jahre, in 1089 Fällen 15—20, in 500 endlich 20—25 Jahre. Auch die Altersdifferenzen bei den getrennten Ehen sind nicht ohne Interesse; in der relativen Mehrzahl, in 2755 Fällen war der Jahre-Unterschied 3, in 2638 Fällen war der Mann 3 bis 8, in 1089 Fällen 8—13 Jahre älter, in 927 Fällen 3—8 Jahre jünger als die Frau. Eine andere Tabelle giebt den Beruf der verschiedenen Männer an. Das Hauptkontingent (1483) stellt das Handelsgewerbe; Arbeiter ohne besondere Angabe folgen mit 1105, das Baugewerbe mit 705 ꝛc. Bei den Künsten gab es 183, in der Litteratur und Presse 42, in der Lehrerwelt 43 und in der Kirche nur 4 Geschiedene.

Galanter Stadtrat. Aus Zürich wird geschrieben: Wenn jemand nach einem galanten Stadtkollegium sucht, so wird er gebeten, in Zürich vorzusprechen. Der hiesige Stadtrat hat nämlich in dem neuen Fahrreglement für die Straßenbahnen die Bestimmung getroffen, daß die Damen auf die Sitzplätze das Vorrecht hätten.

Das Parthenon dem Einsturz nahe. Wie der „Temps" meldet, droht dem Parthenon, dem Tempel der jungfräulichen Athene, der unter Perikles von den Architekten Iktinos und Kallikratis auf der Akropolis von Athen in den Jahren 454 bis 438 v. Ch. erbaut wurde, der Einsturz. Was die vor 200 Jahren erfolgte Pulverexplosion (1687) noch von dem herrlichen Tempel übrig gelassen, scheint nun durch die wiederholten Erdbeben und den 2400jährigen zerstörenden Einfluß der Witterung dem Einsturz nahe. Eine der vollkommensten Schöpfungen des dorischen Stils geht so dem vollständigen Verfalle entgegen. Das französische Blatt fordert Europa auf, Alles zu thun, um der Zerstörung vorzubeugen.

Die „letzte Rose". Vor kurzem ist, wie die „Köln. Ztg." mitteilt, in Mount Vernon bei New-York eine Frau Amelia Kohler im Alter von 92 Jahren gestorben, die einst dem irischen Dichter Thomas Moore den Gedanken zu seinem Gedichte „The Last Rose of Summer" eingab. Sie war als junges Mädchen in einer Schule auf der Insel Wight, die von der Schwester Moore's geleitet wurde. Moore, der seine Schwester öfter besuchte, saß eines Nachmittags im Garten, als Amelia mit einer eben gepflückten Rose herankam und ausrief: „Sieh', ist sie nicht schön? Das ist die letzte Rose des Sommers." „Die letzte Rose des Sommers", murmelte der Dichter vor sich hin, „was für ein reizender Gedanke!" Diesen Gedanken führte er dann in dem bekannten Gedichte aus.

Litterarisches.

— Deutscher Kolonial-Atlas. 30 Karten mit 300 Nebenkarten in 15 Lieferungen. Bearbeitet und herausgegeben von Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes. 11. und 12. Lieferung (je 1,60 M). — Mit den vorliegenden beiden Lieferungen wird zunächst die große 4 Blatt-Karte der Schutzgebiete Kamerun und Togo in 1:2 000 000 vollständig, die auch einzeln (zum Preise von 4 M. mit Text) zu haben ist. Gegenwärtig interessiert besonders die Karte des Hinterlandes von Togo, wo Deutsche, Engländer und Franzosen ein Wettrennen veranstalten nach dem Anschluß an einen Hafen des Nigir. Auch das neue französische Fort bei Sai, das uns vom Nigir abdrängen soll, ist bereits eingetragen. An Nebenkarten bieten diese Blätter ferner noch eine ethnographische und eine wirtschaftliche Uebersicht des Togolandes, sowie die Togoküste in größerem Maßstabe, sodann Pläne von Lome, dem jetzigen Sebbe, dem früheren Sitz der Landeshauptmannschaft von Kl.-Popo und der Kaiserl. Station Misahöhe. Das dritte Blatt dieser neuen Lieferungen zeigt die deutsche Arbeit in Afrika, den Anteil der Deutschen an der Erforschung des Erdteils, farbig unterschieden nach ihren Auftraggebern; alle Märtyrer deutscher Afrikaforschung verzeichnet die Karte nach Todesort und -Jahr. Zahlreiche Pläne der früheren brandenburgischen Kolonien an der Goldküste und in „Barbarien" (nebst einem Siegel des preußischen Gouverneurs von Argien) vergegenwärtigen uns den Schauplatz der Kolonialbestrebungen des Großen Kurfürsten, während eine andere Nebenkarte uns mit der Darstellung der zahlreichen deutschen Faktoreien und Schiffslinien an der Küste Oberguineas in die Gegenwart führt. Das vierte Blatt endlich führt den ersten Teil des großen natürlichen Kolonisationsfeldes unseres Volkes, des „Osten", in einer Hauptkarte und zahlreichen Nebenkarten der Donauländer vor. Neben der Verbreitung der Deutschen im Jahre 1890 (in 6 Farbenstufen unterschieden) wird die einstige Ausdehnung deutscher Kolonisation gezeigt. Neben dem Bund der Zipser Städte und dem Krickerhäuer Gau treten besonders die „schwäbischen" Ackerbau-Kolonien Mittel- und Südungarns und die Sitze der zähen Siebenbürger Sachsen hervor; dem Entrüstungssturm über die Vergewaltigung der Deutschen Krains trägt eine Nebenkarte von Cilli und Umgebung Rechnung.

— Kunsthandbuch für Deutschland. Verzeichnis der Behörden, Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Altertumskunde. 5. neubearbeitete Auflage, herausgegeben von der Generalverwaltung der Königl. Museen zu Berlin. Verlag von W. Spemann in Berlin. 1897. Ladenpreis 10 M. — Die erste (1880) und zweite (1881) Auflage des vorliegenden Buches erschien unter dem Titel: „Statistisches Handbuch für Kunst und Kunstgewerbe im Deutschen Reich"; die zweite überdies mit dem Zusatz: „herausgegeben von Rudolf Springer". Von demselben hochverdienten Kunstfreunde rührt auch die dritte (1883) und vierte (1886) Auflage her, mit dem veränderten Titel: „Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz". Eine von ihm für 1894 geplante fünfte Auflage wurde durch seinen Tod vereitelt. Auf Veranlassung des Königl. preuß. Kultusministeriums hat nunmehr die Generalverwaltung der Königl. Museen es übernommen, für die Herausgabe einer neuen Bearbeitung des allgemein als nützlich anerkannten Nachschlagewerkes Sorge zu tragen. Diese fünfte Auflage beschränkt sich auf Deutschland allein, da in dem 1891 in erster und 1893 in zweiter Auflage erschienenen „Handbuch der Kunstpflege in Oesterreich" eine selbständige Behandlung des Gegenstandes für dieses Land vorliegt. Wenn sich trotzdem, bei aller Knappheit der Darstellung, der Umfang des Kunsthandbuchs nahezu verdoppelt hat, so liegt dies daran, daß innerhalb des engeren Rahmens möglichste Vollständigkeit angestrebt und insbesondere der Versuch gemacht worden ist, auch die bedeutenderen Privatsammlungen, soweit Auskünfte über sie zu erlangen waren, einzubeziehen. Die Auflage ist von dem Bibliothekar der K. Museen, Dr. Ferd. Laban, bearbeitet. Wir können das vorzüglich ausgestattete Werk, das an Zuverlässigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, allen Kunstfreunden aufs wärmste empfehlen.

Scherze nicht mit großen Herrn
Die Art Leute zürnet gern;
Auch nicht mit so gar Geringen,
Denn es wird dir Schande bringen. A. Olearius.

Verantwortliche Redaktion i. V.: Oswald Bergener.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.